



Spurensuche

Patrik Budenz fotografierte Berliner Rechtsmedizinische Institute

Fotografien aus der Rechtsmedizin – das klingt nach Sensation und Voyeurismus und lässt an die Szenen der gruselig-unterhaltensamen Serien im Fernsehen denken. Die schwarzweißen Fotografien von Patrik Budenz zeigen jedoch ein anderes, stilleres Bild.

Photonews/Anna Gripp: Patrik Budenz, Sie sind diplomierte Wirtschaftsinformatiker. Warum haben Sie anschließend eine Ausbildung an der Neuen Schule für Fotografie Berlin begonnen? Ist es Ihr Ziel, die Fotografie zum Beruf zu machen?

Patrik Budenz: Die Fotografie habe ich nach meinem Einstieg in die Berufswelt zunächst als Hobby betrieben, das für mich sehr schnell einen immer größeren Stellenwert bekommen hat. Man könnte sagen, dass ich meine Tage im Büro und die Nächte in der Dunkelkammer verbracht habe. Meines Erachtens hat die Amateurfotografie jedoch den großen Makel, dass hier meist das einzelne Bild und der perfekte Abzug im Vordergrund stehen. Inhalte und Themen spielen nach meiner Erfahrung nur eine untergeordnete Rolle. Doch gerade in dem, was die Fotografie erzählen kann, liegt für mich ihre Kraft.

Ausschlaggebend für die Bewerbung an der Neuen Schule für Fotografie war daher auch insbesondere der Wunsch nach einer fundierten Ausbildung im fotografischen Umgang mit Themen sowie die Entscheidung, die Fotografie professionell ausüben zu wollen.

A.G.: Wie kamen Sie auf die Idee, die Arbeit von Rechtsmedizinern zu fotografieren?

P.B.: Ich habe den Eindruck, dass man abends nach Einschalten des Fernsehers in kürzester Zeit mit einem sogenannten „Rechtsmediziner“ konfrontiert wird. Entweder sind dies eher kauzige Typen in halb abgedunkelten Räumen oder die Szenerie ist nachclub-ähnlich in farbigem Neonlicht getaucht und unter Verwendung von High-Tech-Spielzeug können in kürzester Zeit alle Fragen exakt beantwortet werden.

Mir ist natürlich klar, dass hier der Realitätsbezug hinter der Dramaturgie zurücktritt. Doch gerade das hat mich zu der Frage geführt, was denn Rechtsmedizin tatsächlich ist und wie dort gearbeitet wird.

A.G.: Wür es schwer, eine Genehmigung für die Reportage zu erhalten? Welche Bedingungen mussten Sie erfüllen?

P.B.: Man kommt natürlich nicht so einfach in einen Sektionssaal. Aber nach einigen Gesprächen habe ich die Zusage vom Berliner Institut erhalten. Ich danke, dass mir hierbei aufgrund des sensiblen Themas auch eine gute Vorbereitung sehr geholfen hat. Ich habe von Anfang an offen kommuniziert, was die Absicht meiner Arbeit ist und wie ich dabei vorgehen möchte, d.h. vor allem mit einer möglichst geringen Einflussnahme auf die Abläufe. Dies entspricht generell meiner Art zu fotografieren. Ebenso offen bin ich mit meiner Arbeit selbst umgegangen. D.h. ich habe frühzeitig im Institut vorläufige Ergebnisse präsentiert. Jeder konnte sehen, in welche Richtung es sich entwickelt und so ein Vertrauensverhältnis entstehen, wodurch sich aus den ursprünglich vereinbarten fünf Terminen ein mehrmonatiges Projekt entwickelte

hat, bei dem mir Einblicke in nahezu alle Bereiche der rechtsmedizinischen Arbeit gewährt wurden. Die einzige Bedingung war, dass ich lebende Personen nur mit ihrem Einverständnis abbildete und die Verstorbenen nicht erkennbar sein durften. Beides hat für mich jedoch keine Beschränkung dargestellt, da ich dies auch nicht wollte.

A.G.: Wir haben für diese Veröffentlichung bewusst auf Aufnahmen verzichtet, die beispielsweise einen offenen Schädel zeigen. Aber auch dies gehört zu Ihrer Serie, die sicher manche Menschen mehr erschrecken wird als die abendlichen Fernsehserien. Nun ist Ihre Reportage in einer Ausstellung im Medizinhistorischen Museum der Charité in Berlin zu sehen. Ist dies auch als eine Form der Öffentlichkeitsarbeit der Rechtsmedizin zu verstehen?

P.B.: Interessanterweise mache ich die Erfahrung, dass die Neugier den Schrecken überwiegt. Diese Serie hat sich in meinem Umfeld natürlich sehr schnell herumgesprochen und viele möchten die Bilder sehen – die Scheu ist erstaunlich gering. Mir war es wichtig, keine bewussten Schockeffekte zu erzielen, hierbei hilft auch der Verzicht auf die Farbe. So erzeugen selbst die härteren Bilder eher neugierige Fragen, als dass sie abschrecken. Denn die Serie bietet einen Einblick in einen Bereich, der sonst der Öffentlichkeit verschlossen bleibt. Das Hauptanliegen der Ausstellung besteht vor allem darin, eine realistische Darstellung der Rechtsmedizin zu geben und in der Aufklärung der durch das Fernsehen etablierten falschen Mythen und verzerrten Darstellungen.



A.G.: Ihre Bilder zeigen, dass in der Rechtsmedizin viel fotografiert wird. In den Photonews-Berufsportraits über die Polizei- und Medizinfotografie war dieser Bereich der Berufsfotografie ebenfalls ein Thema. Könnten Sie sich vorstellen, als Fotograf in der Rechtsmedizin tätig zu sein?

P.B.: Nein. Die von den Rechtsmedizinern und Polizeifotografen auf-

genommenen Bilder verfolgen in erster Linie das Ziel einer rein dokumentarischen Abbildung der relevanten Fakten, die keine kreativen Freiräume lässt. Dennoch hat sich hier für mich ein Themenkomplex eröffnet, der mich auch über diese Serie hinaus weiter beschäftigt.

A.G.: Sie beenden im März Ihre Ausbildung. Was sind Ihre Pläne?

P.B.: Vor allem möchte ich jetzt meinen Fokus auf die Fotografie legen. Dabei ist es für mich wichtig, auch weiterhin an persönlichen Projekten arbeiten zu können. Außerdem suche ich weiter nach Möglichkeiten, die gesamte Arbeit über die Rechtsmedizin sowie meine Abschlussarbeit, in der ich mich noch einmal intensiver mit dem

Thema Tod auseinander gesetzt habe, in geeigneter Form zu präsentieren.

Patrik Budenz, geb. 1971, lebt und arbeitet in Berlin.

© für alle Abb.: Patrik Budenz

Die Ausstellung „Vom Tatort ins Labor – Rechtsmediziner decken auf“ ist noch bis zum 13. September im Medizinhistorischen Museum der Charité, Berlin, zu sehen.

